

Finale

O-Ton

«Das Universum besteht aus sieben Regionen: Norden, Süden, Westen, Osten, Vorher, Nachher und Zuhause.»

Walter Moers

Aus: «Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär»

Nachrichten

Biennale ehrt Catherine Deneuve für ihr Werk

Venedig Die französische Kinokönigin Catherine Deneuve erhält von der Film-Biennale in Venedig in diesem Jahr den Goldenen Löwen für ihr Lebenswerk. Das teilten die Organisatoren des Festivals (31. August bis 10. September) am Mittwoch mit. Die 78-Jährige, bekannt unter anderem durch die Filme «Schöne des Tages», «Ekel» und «Indochine», ist eine der wichtigsten Schauspielerinnen Frankreichs. Venedigs Festivaldirektor Alberto Barbera würdigte Deneuve als «unbestrittenes Talent im Dienst der Schauspielkunst, zeitlose Diva und wahre Ikone der Leinwand». (sda)

Auszeichnung für Rachel Portman

Zürich Die englische Filmkomponistin Rachel Portman wird am diesjährigen 18. Zurich Film Festival mit dem Career Achievement Award ausgezeichnet. Der Ehrenpreis für ihr Lebenswerk wird ihr am 29. September anlässlich des 10. Internationalen Filmmusikwettbewerbs in der Tonhalle Zürich überreicht. Ausserdem hat Portman die Leitung der Jury des 10. Internationalen Filmmusikwettbewerbs übernommen. Rachel Portman schrieb die Musik für über hundert Filme, Fernsehproduktionen und Theaterprojekte. (sda)

Tagestipp



Eine Busladung voller Kreativität

Zirkus Chnopf Er ist weder ein herkömmlicher Zirkus noch ein herkömmliches Theater, der Zirkus Chnopf. Seit 1990 tritt die Truppe in der ganzen Schweiz auf – mit Stücken, in denen eine ganze Reihe von Künsten von Artistik bis Djing zusammenkommen und bei denen erfahrene Performer auf Jugendliche treffen. «Moment!» heisst die neueste Produktion, die in Bern Uraufführung feiert. Darin strandet eine Busladung voller einander fremder Menschen im Nirgendwo. Mit Musik, Tanz, Jonglage und Kletterei überwinden sie den Stillstand. (reg)

Grosse Halle in der Reitschule, Bern; heute, 19.30 Uhr. Weitere Vorstellungen bis 5. Juni.

So will Marco Rima das Publikum zurückgewinnen

Premiere nach der Pandemie Als Massnahmenkritiker machte sich der Comedian viele Feinde. Nun tritt der 61-Jährige erstmals wieder vor Livepublikum auf. Kann er an seine früheren Erfolge anschliessen?

Andreas Tobler

Er hat das Tempo und den Humor der Zeichentrickfilme in die Kleinkunst übertragen – mit den comichaften Stimmen und Tönen, die er beherrscht. Und mit den Gesichtsausdrücken, die er schnell wechseln kann – bis hin zur Grimasse, bei der ihm die Augen aus dem Kopf zu fallen scheinen.

In seinen besten Momenten stiess sich Marco Rima in seinen Anfangsjahren mit seinem Pointenfeuerwerk so stark von der Realität ab, dass er scheinbar schwerelos wie der Road Runner durch seine Programme flitzte. Erstmals machte Rima damit vor über dreissig Jahren Furore, als er zusammen mit seinem Bühnenkollegen Marcello Weber den Durchbruch als Marcocello schaffte: Mit der Hörspielaufnahme dieser Schweizer Comedy-Sternstunde eroberte er nicht nur die Kinderzimmer, sondern auch viele Elternherzen.

Tollpatschige Wesen

Seither ist viel passiert. Mindestens eine Generation, die mit der Marcocello-Kassette ihre Nachmittage verbrachte, wurde erwachsen. Und Marco Rima – inzwischen 61 Jahre alt – zeigte sich zuletzt auch von einer ganz anderen, bisher unbekannteren Seite. Als Hobbyvirologe mit Youtube-Abschluss in der Corona-Pandemie stellte er alles infrage und griff an, was er nicht verstehen konnte oder wollte.

Aber jetzt will Marco Rima offensichtlich wieder uns alle für sich gewinnen, indem er das Corona-Thema bewusst auslässt, das ihn so lange beschäftigte, das ihn so unnötig grimmig wirken liess. Und dies, obwohl Rima für sein neues Bühnenprogramm den Titel seines Videos übernimmt, mit dem er sich im ersten Pandemiejahr spätnachts auf Facebook den deutschsprachigen Massnahmenkritikern andiente.



Von Youtube zurück auf der Bühne: Marco Rima mit seinem aktuellen Programm «Ich weiss es nicht». Foto: René Tanner

«Ich weiss es nicht» lautet nun also der Titel der Rima-Show: eines Soloabends mit schlichtem Setting – ein Barhocker und ein paar Scheinwerfer –, mit dem Rima am Mittwoch im luzernischen Hochdorf Premiere feierte. Und mit dem er in den nächsten Wochen vor meist ausverkauften Sälen in der gesamten Deutschschweiz auftreten wird.

Der Titel des Abends ist durchaus Programm: Rima konzentriert sich darin fast ausschliesslich auf Situationen, in denen die Erwachsenen als lebensunklug, also etwas tollpatschige Wesen durch ihren Alltag stolpern. Da gibt es etwa den Vater, der seinen Sohn aufklären will, nachdem er bei ihm ein «Playboy»-Heft gefunden hat – und sich darauf in eine Reihe von Widersprüchen verheddert, die von einem mitlaufenden Lügendetektor erkannt werden, den der Vater selbst gebastelt hat.

Vater-Sohn-Dialoge

In «Ich weiss es nicht» gibt es zwar einige Running Gags wie den Lügendetektor, der im Laufe des Abends wiederholt anschlägt. Doch es fehlt der grosse Erzählrahmen, der die Show zusammenhält. Dafür gibt es auch einzelne Szenen, in denen Rima seine Pointenfeuerwerke zünden will – in Situationen, die irgendwo zwischen lebensnah und arg konstruiert anzusiedeln sind. So etwa, wenn Rima von seiner Frau erzählt, die möglichst als Erste am Skilift sein möchte und deshalb ihren Mann dazu nötigt, schon um drei Uhr morgens Richtung Berg aufzubrechen – bis am Ende der Nummer das Rima-Ich mit seiner Zunge an der Eisenstange der Seilbahn klebt.

Die Konstruiertheit ist nicht das Problem in diesem Programm, an dem – so Rima nach dem Schlussapplaus bei der Premiere – auch der in der Schweiz lebende Komikerkollege Rob Spence mitgearbeitet hat. Ebenso wenig die einzelnen Pointen,

die teils wirklich lustig sind – gerade wegen ihrer Brachialität –, obwohl man einige davon schon mal gehört hat («Was willst du wissen?», fragt der Sohn, als sein Vater mit ihm über Sex sprechen will).

Auffällig ist vielmehr, wie mechanisch, also gleichförmig Marco Rimas Humor teilweise ist. So etwa, wenn es im ersten Teil des Abends gleich nochmals einen Vater-Sohn-Dialog gibt. Diesmal auf Hochdeutsch – und ohne Bezug zum vorangegangenen Gespräch.

Ein einziger Textbrei

Oder wenn Ambition, Können und Tagesform hörbar auseinanderklaffen. Nicht nur bei Textaussetzern, von denen es bei der Premiere einige gab. Sondern auch, wenn Rima sich mit seinen Nummern deutlich übernimmt. Unter anderem dann, wenn er den Vater-Sohn-Dialog rund um den «Playboy» noch um die Mutter erweitert: Da kann er die drei einzelnen Familienfiguren, die er geben will, in seinem Spiel nicht mehr voneinander abgrenzen. Stattdessen wird alles ein einziger Textbrei.

Mit dem Eindruck, dass einiges in diesem Programm etwas hölzern wirkt, ist man nicht allein: Auch Rima selbst fand beim Premierabend, ein eben gerade vorgetragener Gag funktioniert nicht auf der Bühne. Das ist das Problem an Rimas Komik: Es ist ein sportiver Hochleistungshumor, in dem Timing und Tempo, Perfektion und Überraschung alles sind. Und der nichts verzeiht.

Da wirkt jeder Patzer wie ein Beweis dafür, dass Rimas Humor nicht mehr funktioniert. Und das ist vor allem an diesem Abend bitter, an dem er uns alle nochmals für sich gewinnen will. Also nicht nur seine Frau, für die es in der Revue einen Song als Liebesbeweis gibt. Und seine Fans, die Marco Rima bei der Premiere in Hochdorf zujubelten.

Japan ist sein Medium der Selbsterkenntnis

Film über Adolf Muschg Der Schweizer Autor wird in «Adolf Muschg – der Andere» von Erich Schmid porträtiert.

«Wer nicht im Augenblick lebt, lebt nicht, Leben kann nicht aufgeschoben werden», sagt Adolf Muschg am Ende des Films. Er sitzt auf einer Aussichtsbank und schaut hinunter auf den Zürichsee, wo sich gerade die beiden Fähren kreuzen, die Horgen und Meilen verbinden. Die Kamera schwenkt langsam hinauf in Richtung blauer Himmel. Es ist die letzte Einstellung.

Im biografischen Film «Adolf Muschg – der Andere» lässt sich der heute 88-jährige Schriftsteller – meist genüsslich an seiner Pfeife nuckelnd – viel Denkwürdiges entlocken: Sein Nachbar in Männedorf könne zum Beispiel deutlicher anders sein als sein Nachbar in Kyoto: «Das Schöne am Andern: Man erfährt zwar nichts über ihn, aber eine Menge über sich selbst.» Adolf Muschg

hat sich immer wieder mit west-östlicher Kultur auseinandergesetzt, Japan war sein Anderes im Leben, er hat es als Medium der Selbsterkenntnis verstanden. An der Schweiz hat Muschg stets der Mangel an Neugier auf andere Lebensformen gefehlt, damit letztlich die Toleranz.

Der japanische Floh

Als junger Germanist lehrte er Mitte der 60er-Jahre in Japan, Anfang der 90er-Jahre lernte er dort seine dritte Frau Atsuko Muschg Kanto auf einer Lesereise kennen. «Den japanischen Floh ins Ohr gesetzt» habe ihm früh seine Halbschwester Elsa Muschg, erzählt er einmal; die Kinderbuchautorin arbeitete in jungen Jahren als Gouvernante in Japan.

Der Autor und Filmemacher Erich Schmid («Er nannte sich

Surava», «Meier 19») folgt zunächst den Spuren von Muschgs Roman «Heimkehr nach Fukushima» (2018) ins radioaktive Gebiet und später ins japanische Zen-Kloster. Im Roman erhält ein deutscher Architekt den Auftrag, im verseuchten Gelände eine Künstlerkolonie aufzubauen, und verliebt sich in eine junge japanische Dolmetscherin.

Muschg besucht im Film die Region, wo sich 2011 die Nuklearkatastrophe von Fukushima ereignete. Die Kamera fliegt über ein Meer schwarzer Säcke. Seit Jahren wird der verseuchte Boden systematisch abgetragen und verpackt. Einen sicheren Ort für so viel radioaktives Material kann es indes nicht geben. So ist die verbotene Zone zum Land der schwarzen Säcke geworden. Adolf Muschg besucht im Film

auch diverse dunkel überschattete Zonen seines eigenen Lebens, in seinem Geburtsort Zollikon etwa und in der «Erziehungsanstalt» Schiers, wo er im Internat an Einsamkeit und der rigiden christlichen Moral litt. Der mit vielen Preisen bedachte Autor und langjährige ETH-Professor ist einer der bedeutendsten Intellektuellen des Landes.

Schwieriger Start

1975 kandidierte er als SP-Ständerat, von 2003 bis 2006 war er Präsident der Akademie der Künste in Berlin – ein äusserlich erfolgreiches Leben, und doch hatte er einen schwierigen Start. Muschg wuchs bei einer schwer depressiven Mutter und einem streng religiös-konservativen Vater auf. Der Lehrer und Redaktor, bei Adolf Muschgs Geburt schon

über 60, starb, als der Sohn 13 Jahre alt war. Seine Mutter wurde in eine Klinik eingewiesen.

Differenziert zeichnet Erich Schmid's Film den Weg ins Freie eines ebenso Hochbegabten wie Gefährdeten nach und lebt von den souveränen, mitunter auch schalkhaften Selbstreflexionen Muschgs. Bei den Keltengräbern im Wald bei Zollikon denkt er über das «traurige Konzept» einer abgeschlossenen Identität nach und gibt zu bedenken, dass Entwicklung nur in der Begegnung mit anderen möglich sei. «Sonst bin entweder ich ein Idiot oder Gott.»

Alexander Sury

«Bund»-Filmssoirée, heute, 20 Uhr, Kino Movie, Bern. In Anwesenheit des Regisseurs.